

I'LL BE WATCHING YOU

TEXT *Juliane E. Reichert*

Vertrauen ist gut, Kontrolle ist besser. Was nach einem Großelternspruch klingt, ist in Norwegen ganz aktuell. Denn das staatliche »Vinmonopolet« regelt das Trinkverhalten seiner Bürger. Die finden daran Gefallen.



Premium bekommt extra Platz: eine der separaten »Butikken« des norwegischen »Vinmonopolet« in einem Osloer Kaufhaus



Foto: Glenn Bakkeberg

Früher DJ, heute Professor: Lars Jacob Pedersen trägt zur Modernisierung des »Vinmonopolet« bei

Es ist Donnerstag, halb sechs am frühen Abend, und es bleibt noch genau eine halbe Stunde Zeit, sich um die Alkoholika des Abends zu kümmern. Möglicherweise auch des Folgeabends, sollte man Arbeitszeiten haben, welche die deutsche Stunde des Abendbrots überschreiten: 18 Uhr. Oder, andere Möglichkeit, es gibt Bier von unter 4,75% Vol., das bringt einen logistischen Gewinn von zwei Stunden. Jene Zeitspanne länger verkaufen nämlich Supermärkte Bier und Cidre, der besagten Alkoholgehalt nicht überschreitet. Oder aber man lässt es sein mit dem Trinken und spart sich dieses ganze Brimborium. Meine Güte, Tee geht auch. Abgesehen davon gibt es ja auch noch Bars. Die am Wochenende und in Oslo bis halb drei am Morgen geöffnet sind, dann ist Schicht im Schacht, andernorts tendenziell früher. Und das genügt dann ja auch, sollte man meinen. Will man aber deshalb auch, dass der Staat bestimmt, wann und wo was getrunken wird? Die Antwort ist einfach und sie lautet: ja.

Pädagogik mit Pastisaroma

Ein anderes Setting ist die Norwegian School of Economics: Hier sitzt LARS JACOB TYNES PEDERSEN, der in seinem früheren Leben DJ war und mittlerweile Professor an eben dieser Fakultät ist und obendrein im Vorstand des *Vinmonopolet*, des staatlichen Unternehmens, das unter der Ägide des Gesundheits- und Fürsorgeministeriums steht. Es fällt außerordentlich schwer, an dieser Stelle nicht das »Fürsorge«-Konzept des Philosophen MARTIN HEIDEGGER anzubringen, demnach die »einspringend-beherrschende« Fürsorge genau jene Form der Fürsorge ist, nach der ein Abhängigkeitsverhältnis zwischen dem fürsorgenden Part und dem umsorgten besteht. Wie im konkreten Fall etwa, ganz parallel, bei dem norwegischen Alkoholmonopolisten Vinmonopolet; und wenn wir schon von Parallelen sprechen, dann können wir auch das schwedische *Systembolaget* erwähnen, außerdem das

finnische *Alko*, das isländische *Vínbúðin* und das färöische *Rúsdrekkasøla Landsins*. *Same same*, mehr oder minder. Gemeinsamer Nenner ist, dass unter staatlicher Kontrolle steht, in welchem Umfang sich der Mensch alkoholische Getränke einverleibt bzw. kaufen kann. Tynes Pedersen war während seiner Zeit als DJ oft genug genervt davon, dass die Leute spätestens um drei Uhr mit dem letzten Schluck Bier verschwinden und der Abend damit vorbei ist: »Dabei geht es da doch erst richtig los!« Die Konsequenzen kann sich jeder ausmalen, der im Herzen noch immer die Bockigkeit einer Fünfjährigen trägt: früher anfangen und oder bunkern. Das ging schon nicht gut aus, als man während der Tübinger Studienzeit meinte, man müsse den Studis spätpädagogisch bekommen und den Verkauf von Alkoholika auf 22 Uhr begrenzen. Ab 21:45 Uhr genoss die Kaufland-Tür Berghain-Beliebtheit, und in einem Feuerwerk an Panik und Trotz war bereits um 22:30 Uhr die Treppe im Eingangsbereich des Supermarkts für so manchen erstes und letztes Etappenziel.

Verpackungslogistik und Vertrauenskultur

Bei seiner Professur am Institut für Recht und Rechnungswesen am Zentrum für Ethik in den Wirtschaftswissenschaften hat er sich auf soziale Verantwortung und nachhaltige Unternehmensführung spezialisiert. Und genau das macht er auch für das Vinmonopolet, ehrenamtlich, wenn man so will: »In den letzten Jahren hat das Monopol vermehrt den Fokus auf Nachhaltigkeit gelegt, was sicherlich gut und wichtig ist. Und das machen sie ziemlich umfassend, also angefangen bei der laufenden Kontrolle der Arbeitsbedingungen bei beispielsweise einem Weinproduzenten in Chile über die Reduktion von Verpackungsmaterial bis hin zu weniger umweltbelastendem Transport«, so Pedersen, der in erster Linie eine beratende Funktion in der nachhaltigen Verpackungslogistik innehat.



DAS MONOPOL MAG EINE KONTROLLE UND BESCHRÄNKUNG SEIN. ABER SOGAR DIE BEVÖLKERUNG SIEHT ES EBENSO ALS STAATLICHE ZUSICHERUNG VON VERFÜGBARKEIT UND QUALITÄT.

Durch die Größe und die Mittel des Monopols kann das Unternehmen ganz anders für Qualität, Produktion und den Weg zum Konsumenten garantieren, findet er. »Und das sage ich nicht, weil ich dort im Vorstand bin, ich kann über das Monopol sagen, was ich will. Aber finde in Norwegen mal jemanden, der das Vinmonopolet nicht mag; und gib mir Bescheid, wenn du wen gefunden hast.« Gesagt, versucht – und wie durch Lars angekündigt: unmöglich. Einmal ganz davon abgesehen, dass Orte, die Schnaps, Wein und Bier unter das Volk bringen, vermutlich ohnehin Sympathieträger sind, fallen die Gründe der Begeisterung für dieses Monopol gänzlich unterschiedlich aus: »Es ist einfach ein so schöner Ort, um Alkohol zu kaufen, man kann sich da ewig aufhalten«, findet der Literaturkritiker, die Autorin glaubt, sie wäre ohne das Monopol längst dem Alkoholismus verfallen, und der Kellner freut sich, dass er noch nirgendwo überhaupt einen Verkaufsort von Alkohol gefunden habe, an dem er so gut beraten worden sei: »In wirklich allem, Cidre, Vodka, Wein, komplett egal!« Was muss ein Staat tun, um die Bürger zu Fans seines Kontrollarms zu machen? (Spoiler: Niedrige Steuern auf Alkohol sind es nicht.) So vielfältig die Gründe dafür sein mögen, eines hört man immer wieder: Norwegen fußt auf einer Vertrauenskultur: »Wenn der Staat das so regelt, denken wir, dass das gut für uns ist«, so die Autorin, muss selbst lachen, nickt dann aber bekräftigend: »Der weiß schon, was er tut, immerhin hat er den Überblick über Statistiken, unser Trinkverhalten und die Problemstellen.«

Befreiung beim Biertrinken

In den jährlichen Bevölkerungsumfragen, wie es um die Zufriedenheit mit einzelnen Unternehmen steht, hat es das Monopol immer wieder auf den vierten Platz geschafft. Im Jahr 1922 zunächst als private Aktiengesellschaft gegründet, ist das Monopol seit 1939 komplett unter staatlicher Kontrolle.

Und vielleicht ist es ein wenig viel, zu sagen, der staatliche Griff in puncto Rausch- und Drogenpolitik lockere sich. Doch es tut sich was: Erst vor zwei Jahren war die norwegische Reform zur Entkriminalisierung von Drogengebrauch ein medial laut besprochenes Thema. »Hilfe statt Bestrafung« sollte das neue Credo lauten, und wo die Parks früher voller Leute waren, deretwegen ein Umweg ratsam schien, gibt es jetzt saubere Nadeln und ein warmes Essen. Und auch in Hinblick auf Alkohol gibt

es kleine Lockerungen, sowohl was den Zugang der Gastronomie zu Alkohol angeht, als auch beim Ausschank in Brauereien oder Keltereien selbst.

Es macht beinahe den Anschein, als wolle der Staat das ihm entgegengebrachte Vertrauen zurückgeben: »Berauscht euch, aber unter unserer Aufsicht.« Die grundsätzliche Limitierung von Rauschmitteln und den damit einhergehenden staatlichen Eingriff ins Privatleben seiner Bürger empfindet Pedersen als Demokratisierung: »Klar hat das alles mit dem kontrollierten Zugriff auf Rauschmittel zu tun. Gleichermassen sorgt das Monopol aber auch dafür, dass man wirklich überall in Norwegen Zugriff auf Alkohol hat – und zwar in gesicherter Qualität und zu stabilen Preisen, was sich kleine Tante-Emma-Lädchen nie leisten könnten.« Und dass da jemand eine Vorauswahl trifft, bestimmt, welches Spektrum an Qualität, Aroma und Preis zu genügen hat? »Finden die meisten super«, so der Professor. Außerdem sei ja genau das die Aufgabe der Einkäufer, erzählt er: sicherzustellen, dass das den Geschmack der Bevölkerung trifft, dass jeder noch so neugierige Weintrinker auch auf seine Kosten kommt.

Zum Glück sagten wir, es gehe hier nicht um Heidegger. Denn ansonsten müsste man die anfänglich getätigte These der einspringend-beherrschenden Fürsorge revidieren und einräumen, dass es sich viel eher um die »vorspringend-befreiende« Form der Fürsorge handelt; also eben eine, die sorgt, um zu befreien und nicht um einzuschränken.

Weniger staatlich, eher existenziell

Und befreiende Wirkung hat es zweifelsohne, wenn sichergestellt ist, dass jeder Mensch in trinkfähigem Alter an Getränke kommt, ohne drei verschiedene Verkehrsmittel in Anspruch nehmen zu müssen; keine Selbstverständlichkeit in Norwegen. Für die nächsten Jahre geplant, so erzählt Lars, sei eine weitere Spezialisierung des Monopols hinsichtlich verschie-

dener Märkte. In größeren Städten wie Oslo beispielsweise hat man bereits jetzt die Auswahl zwischen dem allgemeinen Vinmonopolet oder der auf Kreativbier spezialisierten Filiale – deren Mitarbeiter dann auch eine entsprechende Ausbildung genossen haben. Sodass durch eben jene auch Tastings durchgeführt werden, damit auch der Kreativbiertrinker, der den Unterschied zwischen Maracuja und Passionsfrucht im Hopfen herauszuschmecken vermag, sich nicht um seine Alkoholsteuer betrogen fühlt; und damit letztlich auch der, der mit alldem nichts zu tun haben und schlichtweg die Reserven aufstocken mag, mit Freude einkauft und nicht denkt, er müsse vor dem Weinkauf einen Französischkurs machen.

Wie das nun aber in der Regel so ist, wenn der Staat Dinge verbietet, so findet der Bürger alternative Wege und Möglichkeiten. Das war schon immer so, und selbst wenn an der Verherrlichung der Prohibition so einiges beknaecht sein mag – die Medaille hat zwei Seiten, mindestens. Denn Schwarzmärkte bilden sich ursprünglicherweise nicht gerade dort, wo der Staat sich von seiner lockeren Seite zeigt. So auch im Falle des norwegischen Vinmonopolets: »Es gibt da verschiedene Apps«, erzählt Lars, die etwa unter der Vorgabe, »Nachbarschaftshilfe« zu leisten – und er imitiert verschmitzt die Anführungszeichen –, darauf ausgelegt seien, in liquiden Notständen auszuhelfen. »Da kann man dann natürlich ein größeres Geschäft draus machen, so richtig kontrollieren kann das keiner.« Und vielleicht ist das auch okay so. Denn jeder Mensch hat schon einmal zu wenig Wein eingekauft und wollte mit den Konsequenzen nicht leben. Abschließend eine letzte Frage an den Vinmonopolet-Mann: Sollte die Politik bestimmen, wann wir uns in welchem Umfang berauschen? Interessante Frage, findet Pedersen, und verstummt. Verständlich, denn Fragen dieser Natur sollte man bei einem Späti-Wein besprechen. Und, wenn uns denn der Sinn danach steht, bei einem weiteren. Weil so ein dauer-geöffneter Weinverkauf auch etwas mit Vertrauen zu tun hat, weniger staatlich möglicherweise und eher existenziell. —